

MEMOIREN

„Allein mit der Erinnerung“

Die französische Politikerin, Frauenrechtlerin und Auschwitz-Überlebende Simone Veil über ihre Autobiografie und das Prinzip Hoffnung in einem verlustreichen Leben

SPIEGEL: Madame Veil, Ihr Leben ist geprägt worden durch die Erfahrung der Hölle von Auschwitz. Was empfinden Sie heute gegenüber den Deutschen?

Veil: Bei allen Schmerzen der Vergangenheit – wenn ich Deutschen begegnet bin, habe ich nie überlegt, ob sie vielleicht am Holocaust beteiligt waren. Schon als ganz junge Frau, als ich 1945 zurück nach Frankreich kam, war ich überzeugt, dass wir uns mit Deutschland aussöhnen mussten. Der Friedensvertrag von Versailles nach dem Ersten Weltkrieg war viel zu hart und hat so letztlich den Nazismus gefördert. Und das sage ich nicht, weil Sie als Deutsche mich jetzt besuchen.

SPIEGEL: Ihre versöhnliche Haltung ehrt Sie – aber die Ängste aus der Zeit der KZ-Haft bleiben doch sehr gegenwärtig?

Veil: Kein Tag vergeht, ohne dass ich an die Lager denke. Aber ich identifiziere Tod und Grauen mit der Partei, der SS, dem Regime, unter dem auch Deutsche gelitten haben.

SPIEGEL: In Debatten über den Nationalsozialismus geht es immer wieder um die Verantwortung der ganz normalen Deutschen – hätten sich mehr Menschen widersetzt, wäre es nicht so schlimm gekommen.

Veil: Solche Theorien sind gefährlich, denn sie schaffen einen leichten Ausweg. Wenn alle verantwortlich sind, hat der Einzelne für nichts Verantwortung. Es gab etliche Deutsche, die sich entschieden haben, für die eine oder die andere Seite. Viele aber hatten einfach Angst und haben sich deshalb dem Nazi-Regime gebeugt.

SPIEGEL: Nach dem Krieg sahen Sie sich in Frankreich mit Antisemitismus oder Gleichgültigkeit konfrontiert. Sie schreiben, einmal habe sich jemand über Ihre eintätowierte Häftlingsnummer mokiert.

Veil: Das war ein französischer Diplomat. Ich servierte einen Aperitif, er zeigte auf meinen Arm und fragte, ob das meine Garderobennummer sei. Vielleicht sollte das ein Scherz sein. Er war ein Idiot, den ich wirklich niemals wiedersehen wollte.

SPIEGEL: Auch Vertraute, sogar Verwandte reagierten verständnislos auf Ihr Leid.

Veil: Sie waren vielleicht nicht verständnislos, aber sie wollten von meinem Kummer nichts hören. Für die Onkel und Tanten, die uns nach der Rückkehr aus den Lagern aufnahmen und die den Krieg selbst in der Schweiz verbracht hatten, waren unsere Erinnerungen unerträglich. Wir De-



KAI JUENEMANN

portierten bleiben auch heute unter uns, allein mit unseren Erlebnissen. Ende Januar, bei einer Gedenkveranstaltung zur Befreiung von Auschwitz, habe ich drei, vier meiner Kameraden aus dem Gefangenenvogel wiedergesehen. Sie sind meine Freunde, die wahren Brüder und Schwestern, die, die wirklich zählen.

SPIEGEL: Selbst für Ihren Ehemann blieb das Thema tabu!

Veil: Außer einem meiner Kinder hat mich niemand aus meiner Familie später nach Auschwitz begleitet. Mein Mann niemals. Er hat es nicht ertragen.

SPIEGEL: In der Vertrautheit einer mehr als 60 Jahre währenden Ehe niemals über die wichtigste und leidvollste Erfahrung sprechen zu können – geht das?

Veil: Ich musste es aushalten. Wenn ich mich mit den alten Freundinnen aus jener Zeit treffe, dann geht mein Mann fort.

SPIEGEL: Ihr Buch hat er aber gelesen?

Veil: Ja.

SPIEGEL: Noch etwas anderes war in Ihrer Ehe problematisch: Ihr Mann hatte ziemlich konservative Vorstellungen von der

Simone Veil

war von 1974 bis 1979 Gesundheits- und Familienministerin in Frankreich, 1975 setzte sie die Legalisierung der Abtreibung durch. 1979 wurde sie Präsidentin des ersten direkt gewählten Europaparlaments. Veil, 81, stammt aus einer jüdischen Familie, ihre Eltern André und Yvonne Jacob sowie ein Bruder kamen während der NS-Zeit um. Sie selbst wurde ins KZ Auschwitz deportiert und überlebte den Todesmarsch nach Bergen-Belsen, wo sie im April 1945 befreit wurde. Veil ist Juristin, verheiratet und hat drei Söhne. Jetzt sind ihre Erinnerungen, die in Frankreich ein Bestseller waren, auf Deutsch erschienen („Und dennoch leben“. Aufbau Verlag, Berlin; 316 Seiten; 22,95 Euro).



Rolle der Frau in der Familie. Ganz andere als Sie als Politikerin.

Veil: Er selbst kommt aus einer Familie, in der die Frauen keinen Beruf ausübten. Ich hingegen wollte seit dem 13. Lebensjahr Anwältin werden, und wir haben uns ja auch während des Studiums kennengelernt. Als ich mich dann für die Anwaltslaufbahn bewerben wollte, erhob er Einspruch: „Da kommst du mit Allerweltpublikum zusammen, ausgeschlossen.“ Ich wollte keinen Streit und habe mich für die Richterlaufbahn entschieden, das war für Frauen gerade möglich geworden. Dafür musste ich zwar noch mal eine Ausbildung machen, unmittelbar nach der Geburt meines dritten Kindes, aber es klappte.

SPIEGEL: Haben die Auseinandersetzungen in der Ehe auch Ihren späteren Umgang mit dem politischen Gegner beeinflusst?

Veil: Nein, aber ich habe verstanden, dass es Anliegen gibt, für die es sich nicht lohnt zu streiten – vielleicht bin ich deswegen seit 62 Jahren verheiratet. Vielleicht sollte ich das nicht sagen, aber mein Mann ist ein bisschen besitzergreifend – heute noch.

SPIEGEL: Ihre Karriere begann im Justizwesen, dann wurden Sie Ministerin, Präsidentin des Europäischen Parlaments und Mitglied im Verfassungsrat. War es schwierig, Karriere und Familie zu verbinden?

Veil: Es war manchmal hart. Aber die Kinder, die ich zu selten sah, waren auch füreinander da. Der Älteste, das war schon kurios, kümmerte sich um den Jüngsten.

SPIEGEL: Er hat ihn miterzogen?

Veil: Mehr oder weniger. Heute sind beide Rechtsanwälte, und der Ältere hat seinen jüngeren Bruder mit in seine Kanzlei aufgenommen. Großartig. Ich erinnere mich, dass ich manchmal im Justizministerium aufgehalten wurde und spät nach Hause kam. Einmal sah ich den Jüngeren mit einem mächtigen Verband am Arm, als er mir die Tür öffnete. Ich war entsetzt. Er hatte sich in der Küche an der Glastür verletzt. Sein Bruder, damals gerade mal zehn Jahre alt, hatte ihn zur Kinderklinik gebracht, wo der Kleine verarztet wurde. So ist das geblieben: Wenn der Jüngere krank war, verhartete der Ältere an seiner Seite.

SPIEGEL: In Deutschland hat man den Eindruck, dass Französinen sich leichter tun als deutsche Frauen, Beruf und Familie zu vereinbaren. Ist das ein Klischee?

Veil: Es ist leichter für eine Frau, ihren Beruf auszuüben, wenn die Schule nicht schon um 13 Uhr zu Ende ist. Doch auch für französische Frauen ist der Alltag mit Beruf und Kind sehr anstrengend.

SPIEGEL: Als Gesundheitsministerin haben Sie eine wichtige Reform durchgesetzt, das „Gesetz Veil“ von 1975, die Legalisierung der Abtreibung. Haben Sie das jemals als Widerspruch empfunden zu Ihrer eigenen Entscheidung, Kinder zu haben?

Veil: Ganz und gar nicht. In meiner Zeit als Richterin habe ich oft erlebt, wie junge Frauen wegen Abtreibung strafrechtlich verfolgt wurden, für Schwangerschaftsabbrüche, die oft unter unsäglichen Umständen stattfanden. Jedes Jahr starben Hunderte Französinen bei solchen Eingriffen. Die Reform war überfällig. Gegen den Widerstand religiöser Fundamentalisten und der konservativen Rechten haben wir mit dem Gesetz für die Frauen einen großen Fortschritt erreicht. Ich sehe darin auch einen Einsatz gegen die Diskriminierung.

SPIEGEL: Als Ministerin haben Sie Politik gestaltet. Warum wechselten Sie 1979 auf den eher repräsentativen Posten an der Spitze des Europaparlaments?

Veil: Mir gefiel die Aufgabe wirklich, Europa formierte sich erst. Zugleich gab es die sowjetische Bedrohung. Das Parlament spielte eine wichtige Rolle im Ausgleich zwischen Ost und West.

SPIEGEL: Seit der umtriebige Nicolas Sarkozy Präsident ist, schaut Deutschland etwas verwundert auf Frankreich, dessen Regierung eine Art Einmannbetrieb geworden zu sein scheint. Warum haben Sie Sarkozys Kandidatur unterstützt?

Veil: Unsere Bekanntschaft reicht lange zurück. Nach meiner Zeit im Europäischen Parlament habe ich hier in Frankreich wieder in der Regierung mitgearbeitet: Gesundheit, Soziales und Stadtentwicklung, ein dickes Paket. Damals habe ich Sarkozy, der im Finanzministerium für den Haushalt zuständig war, kennengelernt. Ich fand ihn drollig, nett, freundlich, humorvoll; es war angenehm, mit ihm zusammenzuarbeiten. Ich hatte noch keine rech-



Geschwister Jacob 1932*: „Keine Frohnatur“



Gedenkstätte Auschwitz: „Täglich ans Grauen denken“

ten Vorstellungen von meinem Budget, und er hat mich völlig verblüfft. Er wusste besser Bescheid als die Abteilungsleiterin meines Ministeriums. Sarkozy ist jemand, der rasch aufnimmt, ein sehr fleißiger Mann.

SPIEGEL: Sarkozy hat elf Frauen auf Minister- und Staatssekretärsposten berufen. Wirklicher Wechsel oder ein Werbe-coup?

Veil: Das war bedeutsam, auch wenn einige heute klagen, dass sie ihre Fähigkeiten im Amt nicht wirklich entfalten konnten.

SPIEGEL: Eines der weiblichen Aushängeschilder, Rachida Dati, wird jetzt als Justizministerin abgelöst und ins Europaparlament abgeschoben. War die Tochter maghrebinischer Einwanderer nur ein ethnischer Farblecks im Kabinett?

Veil: Nein, sie hat manches bewegt. Ich kenne sie gut, sie hat für mich gearbeitet und hat einen bemerkenswerten Werdegang: das zweitälteste von zwölf Kindern, mit einem Vater, der schlecht Französisch

sprach, und einer Mutter, die nicht lesen und schreiben konnte. Während des heftigen Streits um das muslimische Kopftuch an Schulen hatte ich Dati als Vermittlerin eingeschaltet. Sie hat klargemacht, dass die staatlichen Schulen dem Laizismus verpflichtet sind; wenn das den Eltern nicht passte, mussten sie ihre Kinder auf private Schulen schicken. Damals hat Dati mich mit ihrer Intelligenz und ihrem Mut sehr beeindruckt.

SPIEGEL: Warum hat sie dann als Ministerin so glücklos agiert?

Veil: Die Vorteile eines Menschen sind stets auch seine Nachteile. Dati ist autoritär, setzt ihre Vorstellung durch, und sie hat sich mit den Richtern schlecht verstanden. Das lag aber auch daran, dass sie eine Justizreform in Gang gebracht hat, an der sich andere seit 35 Jahren versucht hatten.

SPIEGEL: Behagt Ihnen Sarkozys selbstherrliche Art?

Veil: Es stimmt, dass die Macht sich jetzt an der Spitze konzentriert. Auch wenn es einen einflussreichen Premierminister gibt, betreibt Sarkozy viele Reformen im Alleingang und ist ständig landauf, landab unterwegs. Andererseits, wenn man bedenkt, wie er sich für Europa während der französischen Ratspräsidentschaft eingesetzt hat – das war schon bemerkenswert.

SPIEGEL: Die Ehrungen häufen sich: Académie française, Orden der Ehrenlegion – überall sind Sie gern gesehen. Warum haben Sie sich aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen?

Veil: Ich habe mir immer gesagt: 2009 höre ich auf. Ich möchte freier sein.

SPIEGEL: Bei der Lektüre Ihres Buchs bleibt der Eindruck eines Lebens, das von Verlusten gezeichnet ist – dem frühen Tod von Vater, Mutter, Bruder, zuletzt dem Tod ...

Veil: ... meines Kindes.

SPIEGEL: Lernt man im Laufe eines solchen Lebens voller Schicksalsschläge, mit Verlust, Trauer und Schmerz umzugehen?

Veil: Ich muss ständig an die Menschen denken, die ich verloren habe. Andererseits bin ich verwöhnt mit einer Großfamilie, in der sich alle 27 Mitglieder wunderbar verstehen. Und dann gibt es noch Freunde. Aber Heiterkeit ist nicht mein Wesenszug. Wenn die anderen lachen, sagen sie immer: Du bist so ernst. Es ist wahr, ich bin keine Frohnatur. Trotzdem kann ich nicht verstehen, wie die Leute jetzt über die Krise reden. Alles sei schrecklich in der Welt. Aber das stimmt nicht, wie jeder weiß, der den Krieg erlebt hat. Ich bin keine Frohnatur – aber ich kann sagen: Ich bin eine Optimistin.

INTERVIEW: SUSANNE BEYER,
STEFAN SIMONS

* 2. v. l.: Simone.